



18. September 2016

Angst und Hass entgegentreten

Rede von Regierungsrätin Jacqueline Fehr zum Eidgenössischen Buss- und Betttag im Grossmünster Zürich

Liebe Gläubige
Liebe Zweifelnde
Liebe Anwesende

Es war 2009. Erinnern Sie sich an die Provokation zum Thema Gott auf unseren Plakatawänden? Dort stand zu lesen: „Da ist wahrscheinlich kein Gott. Also sorg dich nicht. Geniess das Leben.“ Die Plakataktion der Freidenker machte vor rund sieben Jahren die Runde, zuerst auf Bussen in London, dann auch bei uns – und sie entfachte eine aufgeregte Diskussion über das Verhältnis des Einzelnen zu Gott, zur Religion.

Das war aussergewöhnlich, denn lange Zeit hatte es so ausgesehen, als vermöchte das Thema Religion keine emotionale Debatte mehr zu entfachen. Zu aufgeklärt, zu satt und zu reizüberflutet schien unsere Gesellschaft zu sein.

Und heute? Heute ist alles anders. Das Thema Religion, ihre unterschiedlichen Gemeinschaften und deren Verhältnis untereinander beherrscht die öffentliche Diskussion. Politiker von links bis rechts fühlen sich herausgefordert, Stellung zu nehmen. Schweizer Sicherheitskräfte befassen sich mit fernen Glaubenskriegen. Und selbst für die Medien ist Religion plötzlich wieder ein Thema.

Warum nur? Suchen die Menschen Halt? Suchen sie Identität? Suchen sie Antworten?

Auch. Aber die Diskussion über Religion dreht sich im Wesentlichen um einen ganz konkreten Punkt: um die Angst.

Es geht um die Angst vor der Andersartigkeit. Die Angst vor dem Fremden und den unbekanntem Gefahren, die viele dahinter vermuten. Diese Angst ist diffus und entfacht sich sogar an harmlosen Symbolen wie Kopftüchern und Bärten. Es ist die Angst vor Gewalt. Die Angst vor einem Amoklauf oder einem Attentat. Die Angst vor der Selbstverachtung, die solche Gewalt erst möglich macht.

Und diese Angst hat einen noch unangenehmeren Zwillingbruder: den Hass. Er schleicht im Schatten der Angst in die Herzen vieler. Wer sich regelmässig in den sozialen Medien bewegt, wird ungewollt Zeugin. Wir nehmen oft sprachlos zur Kenntnis, wie rasch sich der Hass dort ausbreitet. Wer in der realen Öffentlichkeit für Menschenwürde, Respekt und Toleranz einsteht, der erntet in der virtuellen Welt oft Hass.



Der Hass kommt daher im Kleid der Häme, der Verachtung, der Einschüchterung oder des Sexismus.

Angst und Hass machen die Herzen kalt. Angst und Hass fressen die Freude am Leben auf. Angst und Hass öffnen die Tür für Erbarmungslosigkeit, für Härte, für Kompromisslosigkeit, für Prinzipienreiterei, für Rechthaberei. Diese Kältherzigkeit macht uns unfrei. Sie nimmt den Menschen den Atem. Ein guter Mensch zu sein, wird zum Schimpfwort. Sollen wir denn böse Menschen sein?

Angst macht aber auch unkritisch und gefügig. Aus Angst sind Menschen bereit, auf Rechte und Freiheiten zu verzichten. Aus Angst sind Menschen bereit, Sicherheitsbudgets aufzustocken und im Gegenzug den Abbau bei der Bildung und der sozialen Sicherheit in Kauf zu nehmen. Aus Angst sind Menschen bereit, den Hass zu verstehen, statt ihm entgegenzutreten.

Angst schafft den Raum für raue Machtpolitik. Angst stärkt jene, die Stärke ausstrahlen und drängt jene an den Rand, die als Sündenböcke hinhalten müssen. Angst erstickt Kritik im Keim und verunglimpft offene Debatten. Nichts verschafft einzelnen so viel Macht wie eine Gesellschaft der Angst. Deshalb gibt es politische Kräfte, die wollen, dass wir Angst haben.

Dieser Angst müssen wir entgegentreten.

Sonst droht sie die Errungenschaften unserer Gesellschaft zu zerstören: die Freiheit, den Rechtsstaat, den Schutz der Menschenwürde, die Gleichstellung, die Solidarität, den Schutz der Schwachen, das Recht auf Kritik.

Generationen vor uns haben für diese Werte gekämpft. Viele sind dafür gestorben. Und was müssen wir heute erkennen: Diese Werte sind nicht in Stein gemeißelt, sondern müssen immer und immer wieder verteidigt werden. Die Verhältnisse, in denen wir leben, sind keine Naturgesetze, sondern wesentlich von Menschen gestaltet. Sie sind das Resultat gesellschaftlicher Entwicklungen und politischer Entscheide. Wir können sie beeinflussen, prägen, gestalten. Wir tragen Verantwortung.

Wenn ich hier in diesem historisch bedeutsamen Raum zu Ihnen spreche, tue ich das mit grosser Freude und Dankbarkeit. Es ist ein Privileg, die eigenen Gedanken und Fragen in einer Rede zusammenzufassen und mitteilen zu dürfen. Und ich möchte die Gelegenheit nutzen, mir, Ihnen, uns allen Hoffnung zu machen.

Hoffnung, dass der Kreislauf der Natur, wie wir ihn musikalisch mit den Vier Jahreszeiten in einer seiner schönsten künstlerischen Umsetzung heute geniessen dürfen, dass dieser Kreislauf der Natur uns die Kraft gibt, die Zukunft zu bejahen und uns nicht vor ihr zu fürchten.

Hoffnung, dass wir gerade jetzt am Übergang vom Sommer zum Herbst erkennen, dass die Ernte der prallen Lebensmonate nicht das Ende der Entwicklung, sondern das Platzmachen für Neues ist.

Hoffnung, dass wir bereit sind, die grossen Veränderungen unserer Zeit als Fortschritt zu gestalten, als Fortschritt, von dem alle etwas haben.

Hoffnung, dass wir darauf vertrauen, dass unsere Werte der Freiheit und der Demokratie stärker sind als Verbote und Zwänge.



Wir leben in Europa in einer christlich geprägten Kultur. Das hob auch Churchill in seiner berühmten Zürcher Rede hervor. Er sprach von christlicher Ethik und verwies damit auf die Urkraft des Christentums, Christus in allen Menschen zu erkennen, in den Gläubigen und den Nichtgläubigen. In den Folgsamen und den Widerspenstigen. In den Gesunden und den Kranken. In den Reichen und den Armen. Den Hiesigen und den Geflohenen. Unsere christliche Kultur lädt uns ein, das Gegenüber unabhängig von seiner Herkunft als Menschen zu erkennen und seine Würde zu schützen. Unsere christliche Kultur verpflichtet uns, einen tatsächlichen Beitrag zum Frieden auf unserer Welt zu leisten.

Doch tun wir das wirklich? Lassen sie mich die Geschichte einer Flüchtlingsfamilie hier in Zürich erzählen. Eine afghanische Familie wird auf der Flucht an der Grenze zwischen Afghanistan und Iran auseinandergerissen. Der sechsjährige Sohn verschwindet zusammen mit einem Cousin. Die Familien lässt man im Glauben, die Buben seien bei einem Überfall gestorben. Die Familie schafft es nach Europa und kommt in die Schweiz. Hier stellt sie ein Asylgesuch. Im Zuge der Abklärungen stellt sich heraus, dass der nunmehr achtjährige Sohn nicht tot, sondern eineinhalb Jahre zusammen mit seinem Cousin in einem Teheraner Gefängnis war. Nun lebt er zusammen mit seinen schwerkranken Grosseltern – die die Flucht nicht bis Europa geschafft haben – in Teheran. Weil die Familie bei uns noch kein Aufenthaltsrecht hat, kann der Sohn nicht in die Schweiz zu seiner Familie reisen – Familiennachzug ist den Asylsuchenden nach geltendem Asylrecht nicht erlaubt. Die Mutter hat aus Verzweiflung und Sorge um ihren jüngsten Sohn bereits drei Selbstmordversuche gemacht. Die Familie lebt in grosser Sorge, mitten unter uns.

Ich frage mich manchmal, ob wir das gemeint haben, als wir Ja zu unserem Asylgesetz sagten. Ich frage mich manchmal, ob wir nicht Wege finden, um den Behörden in unseren Gesetzen mehr Spielraum zu schaffen. Ich frage mich manchmal, ob wir die Lösung im Asylwesen gefunden haben, solange solche Härtefälle nicht als das behandelt werden können.

Meine Damen und Herren. Die Fragen sind unangenehm, weil wir keine Antwort haben. Sie sind unangenehm, weil sie politisch sind. Sie sind unangenehm, weil sie uns prüfen. Und trotzdem lade ich Sie ein, ihnen Raum zu geben. Denn ich bin überzeugt: Wollen wir unsere christliche Kultur schützen, dürfen wir nie aufhören, solche Fragen zu stellen.

Im den kommenden drei Jahren werden wir das Jubiläum 500 Jahre Reformation feiern. Die Reformation hat im religiösen Leben der damaligen Zeit das dogmatische und selbstgerechte Ausrufezeichen durch ein Fragezeichen ersetzt. Sie hat die Türen geöffnet für ein kirchliches Leben, zu dem alle vorbehaltlos eingeladen sind, an dessen Weiterentwicklung mitzuwirken.

Doch die Reformation hat auch Glaubenskriege ausgelöst. Es kam zu gesellschaftlichen und familiären Spaltungen, zu Ächtung und Verfolgung. Es brauchte Jahrhunderte, bis der Religionsfrieden gefestigt werden konnte. Fragen rund um das interreligiöse Zusammenleben ziehen sich wie ein roter Faden durch die Geschichte unserer Zivilisation. Und leider müssen wir feststellen, dass im Namen der Religionen in den letzten Jahrhunderten mehr Kriege geführt als Frieden geschlossen wurden.



Umso dankbarer bin ich, dass ich in einer Zeit Kirchenministerin in unserem Kanton sein darf, in der der Frieden im Zentrum steht.

Religionsgemeinschaften sind Teil einer grossen Gegenerzählung. Nicht das Ich im Sinne einer Ich-Gesellschaft, sondern die Gemeinschaft steht im Zentrum. Damit stehen Religionsgemeinschaften persönlichen und politischen Interessen oft im Wege. Viele Menschen distanzieren sich vom Gemeinschaftlichen, weil sie glauben, für den aufrechten Gang dürfe man keine Kompromisse mehr machen. Es ist die schleichende Rückkehr zum Dogmatischen, einfach im Kleide der Individualität.

Staat und Religionsgemeinschaften spiegeln heute unsere Ambivalenz zwischen dem Drang zu Individualität und der Sehnsucht nach Gemeinschaft, nach Zugehörigkeit wider. Hier der Staat, repräsentiert durch Politik und Verwaltung mit den einklagbaren individuellen Rechten, mit der Tendenz, Dienstleistungen immer stärker masszuschneiden und so den einzelnen Menschen zum Mass aller Dinge zu erklären. Und da die Räume der Religionen mit dem Zurückstehen des Ich, mit der Bereitschaft, einen Beitrag zum grösseren Ganzen zu leisten. Ich bin überzeugt: Staat und Religionsgemeinschaften brauchen sich, sie ergänzen sich. Ihre Partnerschaft nimmt uns auf in diesem Hin- und Hergerissensein zwischen Individualität und Kollektiv.

Wie konkret die Partnerschaft sein kann, hat sich im Jahr 1963 mit der Anerkennung der katholischen Kirche gezeigt. Sie hat bei der Integration der Menschen aus den Ländern des südlichen Europas eine entscheidende Rolle gespielt. Die katholische Kirche war für die damaligen Arbeiter und Arbeiterinnen in unserem Kanton ein Ankunftsort, ein Ort der Vertrautheit und der Sicherheit. Ein Ort, der ihnen eben auch half, sich in der neuen Gemeinschaft zurecht zu finden. Und sie war auch ein Ort, an dem sie nicht nur als Arbeiterinnen und Arbeiter wahrgenommen wurden, sondern als Menschen mit Biografien, mit Träumen, mit Hoffnungen.

Der Religionsfrieden ist bei uns heute eine Selbstverständlichkeit. Die drei anerkannten christlichen Kirchen – die reformierte Landeskirche, die katholische Körperschaft und die christkatholische Kirche – sind sichtbares Zeugnis davon. Und mit der Anerkennung zweier jüdischer Gemeinschaften in einem privatrechtlichen Verhältnis – man spricht manchmal auch von der kleinen Anerkennung – hat der Kanton Zürich vor wenigen Jahren ein weiteres Zeichen seiner Offenheit gesetzt.

Ort des Ankommens sind Religionsgemeinschaften auch heute. Ganz besonders betrifft das aktuell die muslimischen Gemeinschaften. Wir beobachten einen analogen Prozess wie im letzten Jahrhundert mit der katholischen Kirche. Die Moscheevereine leisten in vielen Orten wichtige Integrationsarbeit. Sie bieten Sprachkurse an, organisieren Jugendarbeit und stellen sich als Mentorinnen und Mentoren für Neuankömmlinge zur Verfügung.

Wir sind gut beraten, diese Ressourcen zu erkennen und mit diesen Menschen in einen verbindlichen Dialog zu treten. Wir haben in ihnen wichtige Partner, wenn es darum geht, einen Islam nach schweizerischer Façon zu entwickeln. Denn eines ist klar. Genauso wenig wie die christlichen Kirchen im Südsudan gleich sind wie die hiesigen, genauso wenig gehört ein Islam à la Saudi-Arabien zu uns. Religionsgemeinschaften verweben sich mit den lokalen gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Gegeben-



heiten. Das ist im Falle des Islam nicht anders, wie die ganz grosse Zahl der Musliminnen und Muslime täglich zeigt, die bei uns bestens integriert sind.

Was löst das bei Ihnen aus, wenn ich sage, dass dereinst auch eine muslimische Gemeinschaft in unserem Kanton offiziell anerkannt sein könnte? Freude? Skepsis? Ablehnung? Angst? Bei mir ist es Neugier. Neugier auf den Kontakt mit diesen Menschen. Neugier, von ihren Sehnsüchten und Träumen zu erfahren. Aber auch Angst. Und zwar Angst vor der Angst.

Schon Präsident Roosevelt meinte einst, das einzige, was man fürchten müsse, sei die Furcht selbst. Sein Befund ist so aktuell wie damals. Lassen sich mich deshalb mit folgenden Gedanken schliessen:

Politik und Kirche, der Staat und die Religionsgemeinschaften müssen sich gemeinsam der Angst entgegenstellen – im individuellen wie im gemeinschaftlichen Raum. Mit Vertrauen und Hoffnung. Mit Verweis auf die Tatsache, dass wir immer und immer wieder grosse Herausforderungen, gerade auch in der Integration, gemeistert haben. Mit der konkreten Unterstützung jener, die Hilfe brauchen, aber auch jener, die ihren Platz in der Gesellschaft bedroht sehen. Mit einem kompromisslosen und mutigen Einstehen für unsere Errungenschaften und Werte. Für die Freiheit, die Gleichheit, die Solidarität. Für den Schutz der Menschenwürde, die Gleichstellung und den Rechtsstaat. Für das Recht auf Kritik und den Schutz der Schwachen.

Freiheit kann man nicht durch Verbote verteidigen. Respekt kann man nicht mit Pöbelei wahren. Menschlichkeit kann man nicht durch Kältherzigkeit leben. Unsere Werte sind dann unanfechtbar, wenn wir sie leben. Es liegt an uns.

Ich wünsche Ihnen einen schönen Bettag.